



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt

mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 50.

Sonntag den 13. Dezember 1914.

31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einpaltige Colonetzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenalender. — Dritter Sonntag im Advent. — Die Wurfsschaukel. — Aus dem Kalender der Woche. — Advent und Krieg. — Zeitgemäße Worte des hl. Augustinus. — Volkskrieg. — Ein Stück Heimat. — Ehre dem Herrn der Herren. — Geldin. — Die Frau und der Krieg. — Sorge für die Dienstboten. — Was schwache Kraft vermag.

## Wochenalender.

- Sonntag, 13. Dez., 3. im Advent. Lucia, Jungfr. u. M. Ottilia, Jungfrau.
- Montag, 14. Dez., Sonder-Oktav der unbest. Empfängnis.
- Dienstag, 15. Dez., Oktav von der unbest. Empfängnis.
- Mittwoch, 16. Dez., Eusebius, B. u. M. Adelheid. †
- Donnerstag, 17. Dez., Sturmius, Abt.
- Freitag, 18. Dez., Fest der Erwartung der Geburt. †
- Samstag, 19. Dez., Vigil von Thomas. Wunibald, Bek. †

## Dritter Sonntag im Advent.

### Das Zeugnis des Johannes.

Evangelium Joh. 1, 19—28.

In jener Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: „Wer bist du?“ Und er bekannte und leugnete nicht und bekannte: „Ich bin nicht Christus“. Und sie fragten ihn: „Was denn? Bist du Elias?“ Und er sprach: „Ich bin es nicht.“ — „Bist du der Prophet?“ Und er antwortete: „Nein!“ Da sprachen sie zu ihm: „Wer bist du denn, damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben? Was sagst du von dir selbst?“ Er sprach: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Isaias gesagt hat.“ Die Abgesandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen zu ihm: „Warum taufest du aber, wenn du nicht Christus, noch Elias, noch der Prophet bist?“ Johannes antwortete ihnen und sprach: „Ich taufe mit Wasser, aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist und dessen Schuhnemen aufzulösen ich nicht würdig bin.“ Dies ist zu Bethaniam geschehen, jenseits des Jordan, wo Johannes hause.

## Die Wurfsschaukel.

Wie ein Leuchtturm am Meeresstrand so steht Johannes im Vordergrund der hl. Adventszeit. Die Jünger, die zu Jesus führen, ihnen das Licht des Lebens zeigen, das war ja nach den Worten des Engels seine Aufgabe, kein Verku. Ein Leichtiges wäre es dem Läufer gewesen, die Gläubigen an seine eigene Person zu leiten. Schauten sie doch zu ihm auf wie zu einem Halbgott und vermuteten in ihm den Messias, den Befreier Israels, den Herrscher der ganzen Welt. Seht, wie Johannes mit aller Energie seiner Demut die guten Deutschen von sich abschüttelt: Glaubet ja nicht, daß ich der Messias sei; da seid ihr gang auf dem Holzweg; ich bin nur ein Vorläufer. Ich bin nur der Führer zu

Christus; dieser selbst wird zwar erst nach mir kommen, ist aber vor mir gewesen und ist größer als ich; nicht einmal seine Schuhriemen anzulösen bin ich wert; auch taufe ich nur mit Wasser, er aber wird mit dem hl. Geiste und mit Feuer taufen; ich bin nur ein armseliger Prediger, dem jede Nacht abgeht: in seiner Hand aber ist die Wurfsschaukel, und er wird seine Tenne reinigen; den Weizen wird er in die Scheune führen, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.

Betrachten wir das Gleichnis von der Wurfsschaukel. Wenn du schon auf dem Land dich umgeschaut hast, so werden wir einander bald verstehen. Du hast den Weizen gesehen, die edle, herrliche Frucht, die uns das Weißbrot und den Kuchen liefert. Was du auf dem Halme siehst, das ist zunächst nur die Hülle, die Spreu. Der Kern aber in dem das edle Mehl geborgen ist, der sitzt im Innern wie der König in seinem Palaste. Daraus muß der Kern erst vertrieben werden und zwar mit Gewalt. Dieses Geschäft wird von den Dreschern besorgt. Die Frucht wird vom Stroh losgeschlagen, wobei auch der Kern herauspritzt aus der Hülle. Der Kern mit samt der Spreu wird in der Scheune zu einem großen Haufen aufgeschichtet. Jetzt kommt die Windmühle an die Reihe. Die ungetrennte Frucht wird hineingelan, und durch die Gewalt des Windes werden Spreu und Staub auf der einen Seite hinausgejagt, während auf der anderen Seite der reine Kern zum Vorschein kommt. Der Weizen wird dann zur Mühle gebracht, während die Spreu anderweitige Verwendung findet.

Bei den Juden und im Orient wird das Dreschen auf dem freien Felde vorgenommen. Es wird ein Platz, die sogen. Tenne, abgegrenzt. Die Frucht wird ausgebreitet und Ochsen darüber getrieben; unter den wuchtigen Tritten ihrer Hufe werden die Körner ausgetreten; die Absonderung der Spreu geschieht mit der Wurfsschaukel. Ein Mann hält sie in der Hand und wirft jeweils ein Quantum mit voller Wucht gegen den Wind. Durch den Luftzug fliegt die Spreu fort und es bleibt der Kern zurück, der in die Scheune gebracht wird, während die Spreu auf dem Felde draußen dem Feuer übergeben wird.

Welch' einfaches Gleichnis — Welch' große Wahrheiten! Du erkennst in diesem Bilde den Heiland in seiner großartigen Stellung als Weltenrichter. Ich brauche ja die Auslegung dir nicht erst auf die Zunge zu streichen, du hast sie schon längst selbst erraten. Die Frucht sind die Men-

schenkinder; die Kerne bedeuten die Guten, die Spreu die Bösen, die Tenne ist das Gericht, der Mann mit der Wurfsschaukel ist der Heiland, die Wurfsschaukel selber ist der Richterspruch, die Scheune ist der Himmel, das Feuer die Hölle.

So lange nun das allgemeine Gericht noch nicht da ist, so lange sind Gute und Böse wie Weizen und Spreu mit einander vereinigt. Wohl werden in Russland die Verbrecher nach Sibirien geschafft, in anderen Ländern die gemeingefährlichen Subjekte hinter Schloß und Riegel gesteckt, soweit die Polizei ihrer habhaft werden kann. Diese Absonderung ist nur eine kleine Ausnahme; im großen Ganzen aber wohnen in demselben Lande, in derselben Stadt, in demselben Dorfe, ja oft in demselben Hause Gute und Böse dicht beisammen. Warte nur, es kommt die Stunde, wo ausgedroschen wird, die Stunde des Gerichtes; da wird aus dem Munde des Heilandes an die Guten die Einladung ergehen: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters und besitzet das Reich, das von Grundlegung der Welt an euch ist bereitet worden.“ Den Bösen aber wird er das Wort entgegengerufen: „Weicht von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer.“

Wird es einem nicht etwas bange bei diesem Gedanken? Siehe, der hl. Hieronymus, der doch nahe bei der Krippe des Herrn in Bethlehem wohnte, der seine Zeit zwischen Gebet und Studium teilte, dem ist es oft vorgekommen, als hörte er eine Stimme, die ihm rief: „Hieronymus, komm zum Gericht!“

Define, mein Christ, dein Ohr, und laß bisweilen auch in dein Herz jene Stimme eindringen. Wer ernstlich an die Schrecken der Hölle denkt, wer auch nur im Geiste in den Genüssen des Himmels schwelgt, den kann kein Verführer, kein Schurke, kein Teufel, keine Leidenschaft abbringen vom guten Weg. Und noch ein anderes Mittel, mein Freund, weiß ich dir zu nennen, ein Mittel, durch das du den Richterspruch dir erkaufen, den Zorn des Richters versöhnen, seine Guld und sein Erbarmen zum Voraus auf dich niederziehen kannst. Der hl. Paulus nennt dieses Mittel mit den Worten: wenn wir uns selber richten, dann werden wir nicht gerichtet werden. Schau auf den Reichstuhl, der im Gotteshaus steht, und du wirst ahnen, was Sanft Paulus meint: du sollst mit dir selber ein Gericht anstellen, das Böse in dir verdammen und ausröten, sollst mit der Wurfsschaukel der Gewissensforschung hineingehen in dein

Inneres und alles Sündige daraus hervorziehen, es hineinwerfen durch das Beichtgitter in das Herz des Priesters, in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit, und vom Munde des Priesters wird ein Hauch der Allmacht, wird das Wort der Losprechung ausgehen, das deine Seele reinigt und zum Ebenbilde Gottes umschafft. Laß also, liebe Seele, diese Adventszeit, laß die Vorbereitung auf Weihnachten nicht vorübergehen, ohne mit deinem künftigen Richter durch eine gute Beicht dich veridnen zu haben. Wenn draußen die Krieger im Felde im Angesichte des Todes um die hl. Losprechung sich bemühen, wenn sie vor ihrem schweren Gange dem Priester ihre Geheimnisse anvertrauen, wenn sie ihre Rechnung mit Gott in Ordnung bringen, wäre es doch eine Schmach würdest du zu Hause zurückbleiben. Berichte also eine gute Advents-Beicht und versichere dir ein gnädiges Urteil.

Stürzen hin die Maledeiten,  
Die der Flammenglut Gewidmet,  
Auf mich mit den Benedikten.

Der Burgpfarrer.

### Aus dem Kalender der Woche.

Die Winterquatember.

Ofters als sonst im Jahre wird in dieser Woche der Kalender zur Hand genommen. Die Kinder, die schon lesen können, nehmen ihn her, um nachzurechnen, wie vielmal sie noch schlafen gehen müssen bis zu dem Tage, da das Christkind mit seinen reichen Geschenken kommt; die Tochter des Hauses steht nach, ob die Tage zur Vollendung der den Eltern als Weihnachtsgabe zugebachten Handarbeit noch hinreichen. Der Eisenbahner, der Postbeamte und andere Angestellte tun einen Blick hinein und rechnen aus, ob sie am hl. Abend dienstfrei sind und den schönsten Abend des Jahres im Kreise ihrer Lieben zubringen können. So kommt der Kalender noch kurz vor seiner Versetzung in den wohlverdienten Ruhestand zu einer ungeahnten Würdigung.

Und wer recht aufmerksam hineinschaut, der sieht beim Kalendarium der kommenden Woche drei Kreuzlein, schwarz oder rot, beim Mittwoch eins, beim Freitag eins und beim Samstag eins. Und wer noch etwas geteilt hat aus dem Katechismus oder wer keine religiösen Kenntnisse durch das regelmäßige Anhören des Wortes Gottes in der Kirche immer wieder auffrischt, der weiß recht wohl, daß die drei Kreuzlein, ganz kleine Kreuzlein sind, welche die Kirche uns aufsetzt, damit wir zuvor ein klein wenig Buße tun, ehe wir die reinen Freuden der Weihnachtszeit genießen.

Die drei Kreuzlein bedeuten, wie den lieben Lesern, die gewiß treu zur Kirche halten, bekannt ist, die Winterquatember-Fasttage. Unsere altdeutschen Vorfahren, denen Kalender nicht zu Gebote standen und die daher gewiß auch keinen Kalenderschreiber hatten, merkten sich diese viermal im Jahre (quatuor tempora = die vier Jahreszeiten) wiederkehrende Fasten in folgendem Spruche:

„Das cruz, die eschen, pfingst, Lucy,  
Mittwuch dar nach Froufast sy.“

Das heißt in jezi.em Deutsch: „Am Mittwoch nach Kreuzerhöhung = cruz (14. September), Aschermittwoch = eschen, Pfingsten und St. Lucia (13. Dezember) fällt das Fronfasten.“ Dieses Fasten hieß Fronfasten, weil an diesen Tagen dem Gutsherrn (Fron) die fälligen Zinsen bezahlt werden mußten. Das gab also damals für viele eine doppelte Enthaltung, die von Speisen und vom mühsam erworbenen Gelde.

Daß es die Kirche mit den regelmäßigen Fasttagen, die wohl in erster Linie religiösen Zweck, Buße und Abtötung, haben, also auch mit dem allwöchentlichen Freitag, gut meint, lehrt die moderne Heilkunst, welche als hervorragenden Heilfaktor und als bestes Bewahrungsmittel vor Krankheiten Mäßigkeit im Fleischgenuß und Enthaltung von geistigen Getränken empfiehlt und anwendet.

Halte Maß in Speis' und Trank,  
So wirst du alt und selten krank!

Das sei das praktische Merkmal dieser Kalender-Betrachtung. Wenn auch in diesem Jahre wegen des Krieges von Fasten und Abstinenzgeböten dispensiert ist, halten darfst du es deshalb natürlich doch; es ist nur noch um einen Grad verdienstlicher heuer.  
Der Kalenderschreiber.

### Advent und Krieg.

Advent! — Was schließt dieses Wort nicht alles in sich! Nicht nur die Korate-Messen vom frühen Morgen mit ihren flimmernden Kerzen und seltsames Kinderhoffen auf das Christkind mit seinen Gaben. Noch mehr. Es versetzt uns auch zurück in die Zeit der unerlösten Menschheit. Da kommt uns in den Sinn das Judenvolk mit all seinen Verheißungen und Erwartungen. Da steigen vor unseren Augen auf jene großen Männer des alten Bundes, die in der Vorhalle die Ankunft des Weltheilandes ersehnten. Da taucht vor uns auf die Heidentwelt mit all ihren Göttern, mit ihren himmelstreichenden Lastern und ihrer menschenunwürdigen Religion. Aber überall tritt uns entgegen eine brennende Sehnsucht nach Erlösung und Frieden.

Gleicht nicht heute die Menschheit auch in etwas den Völkern vor der Geburt Christi? Der größte Krieg tobt, den die Weltgeschichte kennt. Die ganze Welt scheint in Flammen zu stehen. Mit jedem Sonntag sieht man mehr Trauerkleider in der Kirche und die Plätze der Männer u. Burschen werden immer leerer. In manchem Mutterherzen drin zuckt die bange Frage: wird er noch leben? Wie wird es ihm gehen? Das ist nicht nur in eurem Dorfe so, sondern in fast ganz Europa und in großen Teilen Asiens und Africas. Wie ein ungeheures Alpdrücken liegt es auf unzähligen Menschenseelen. Kolossale Opfer an Gut und Blut müssen gebracht werden. Grauenhaft ist die Verwüstung, die der Krieg in weiten Länderstreden anrichtet. Man meint fast, das kalte, herzlose Heidentum mit seiner ganzen Trostlosigkeit sei wieder über die Welt gekommen. Rohes Gewalt, die nur niederreißen kann aber nicht aufbauen, führt die Herrschaft. Mit jedem Tage dringt der Krieg weiter vor. Immer neue Länder zieht er in seinen Banntkreis. Immer mehr Elend häuft er an.

Der Mensch ist demgegenüber hilflos. Wie so ein alter Prophet fragt auch manches hochende Herz: „Herr, wie lange noch? Wann wird es ein Ende nehmen? Wann wird der Friede erscheinen?“

Im Tempel zu Jerusalem stieg jeden Morgen und jeden Abend der Rauch der Brandopfer zum Himmel empor. Das Volk wollte damit seinen Erlöser von oben erblicken. Wir kennen noch sein Gebet: „Taufe, Himmel von oben! und die Wolken mögen regnen den Gerechten; es öffne sich die Erde und sprosse den Heiland!“

Sündenschuld hat den Menschen ins Elend gebracht. Ohne Zweifel, wegen der Schuld der Menschen hat der gerechte Gott auch dieses Kriegselend über die Völker verhängt. Je größer im Hochsommer die Schwüle ist, um so stärker wird dann das reinigende Gewitter. Je größer die aufgehäuften Schuld ist, um so härter muß die Buße sein. Und wahrhaftig, auf der jegigen Menschheit lastet schwere Schuld.

Die Kirche zieht im Advent wieder das blaue Gewand der Buße an. Es paßt so recht für unsere Zeit. Die Sündenschuld der Menschheit soll verringert werden. Da ist nun für uns ein Feld der Tätigkeit. Helfen wir mit zu tilgen und zu büßen! Sieht die göttliche Gerechtigkeit, daß der eitle, sündige Mensch seine Schuld erkennt, und in sich geht, so zieht sie ihre Zuchttrute auch wieder zurück. Dann greift Barmherzigkeit Platz. Also zuerst den Frieden hergestellt in der eignen Brust!

Heißer müssen jetzt unsere Gebete zum Himmel emporsteigen. Sie müssen jetzt den Opfern des alten Bundes gleichen, die den Friedensfürsten erblicken sollten. Wir lesen oft von unseren Soldaten draußen im Felde, daß sie viel und andächtig beten. Wollen wir uns an Frömmigkeit von ihnen übertreffen lassen? Beten auch wir, daß bald das Engelslied in Erfüllung gehe: „Friede den Menschen auf Erden!“

### Zeitgemäße Worte des hl. Augustinus.

Trostvoll und zeitgemäß sind die wunderschönen Worte über die Heimsuchungen Gottes, die der hl. Augustin in einer Evangelienklärung niedergelegt hat. Es ist, als wären sie für unsere Tage geschrie-

ben. Hören wir, was der große Kirchenlehrer uns zu sagen hat:

„Ihr selbst seid Zeugen und euer Gewissen, wie großen Gewinn wir bereits aus dieser Heimsuchung gezogen; der Zügellose ist jetzt gezüchtigt worden, der Trägliche sanftmütiger, der Leichtfinnige gewissenhaft. Die sonst in keine Kirche hineinsahen, sie bringen jetzt den Tag in den Kirchen zu.“

Gott kann zwar noch heute alles Unheil wegnehmen; aber solange er uns nicht gereinigt sieht, solange er keine Umkehr erblickt und eine feste, unerschütterliche Sinnesänderung, solange macht er auch der Trübsal kein Ende. Der Goldschmied nimmt, wie ihr wißt, das Gold nicht eher vom Schmelzofen, als bis er es schon gereinigt sieht. So läßt auch Gott diese Wolke nicht vorübergehen, bis er uns hinreichend geläutert hat; denn der die Prüfung zugelassen hat, der weiß auch die rechte Zeit, sie zu enden. Gott also wollen wir die Zeit der Erlösung anheimstellen. Wir aber wollen nun beten und wollen in Heiligkeit wandeln; unsere Aufgabe ist es, uns der Tugend zuzuwenden, Gottes Sache aber, das Ungemach zu lösen. Wahrlich, mehr als du selbst willst, daß das Feuer erlöschet; aber er harret auf dein Heil.“  
Sontil. IV. De status

### Volkskrieg.

Einiges zur Erklärung der Vorgänge in Belgien.

(Schluß.)

Die namentlich seit einigen Jahren immer maßloser betriebene Deutschenheze fällt an zweiter Stelle schwer in die Waagschale. Dadurch war der Boden für eine gelegentliche Schilderhebung der Bevölkerung gegen die deutschen Soldaten nur allzu gut vorbereitet. Der Hauptherd des Deutschenhasses war das wallonische Gebiet um Bütlich, die Seele desselben der große Bund der „Amities françaises“ (französische Freundschaften) deren Leitung in sozialdemokratischen und bürgerlich-radikalen Händen lag, die man in Belgien mit dem gemeinsamen Namen „Liberale“ bezeichnet. Durch ihre systematische Agitation drang der Deutschenhass in immer weitere Kreise. Mit dem politischen Radikalismus ging dann die Verbreitung des religiösen Radikalismus und Materialismus überall Hand in Hand. Auch Löwen ist keineswegs, trotz seiner katholischen Universität, eine katholische Stadt; es war seit vielen Jahren beständig unter ganz radikaler Verwaltung und deshalb vermochten die bringenden Abmahnungen der Geistlichkeit das liberale Bürgertum nicht von seinem unsinnigen Schießen auf die deutschen Truppen abzuhalten.

Ebenso kommt, namentlich in den religiös-radikalen Kreisen, ein bedenklicher Mangel an Erziehung und Disziplin dazu. Trotz der ungeheuren Anstrengungen zur Hebung des Schulwesens und der Volkserziehung, welche für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der katholischen Regierung Belgiens bleiben werden, sieht das belgische Volk in seinen großen Massen an sittlicher Reife entschieden hinter dem deutschen Volke zurück.

Eine Ursache ganz eigener Art, welche im belgischen Volke eine gewisse Neigung zum Volkskriege geschaffen hat, das ist das schon erwähnte Buch von Heinrich Conscience „Der Löwe von Flandern“. Hier wird der vom belgischen Volke zur Erlämpfung seiner Freiheit vom Jocke der Franzosen geführte Volkskrieg mit so lebhaften Farben geschildert, daß es in der durch die deutsche Besetzung nach der Meinung des Volkes geschaffenen Lage notwendig zur Wiederholung dieses Volkskrieges angetrieben werden mußte, umso mehr, da es in den Zeitungen dazu aufgefördert wurde mit Berufung auf die „Goldene Sporenschlacht“, die eben Conscience in jenem Buche in so hinreißender Weise schildert.

Als nächste Ursachen kommen dann in Betracht die falschen Gerüchte über die Ursachen des Krieges und über die deutschen Forderungen, welche man anfänglich verbreitete — es hieß, Deutschland verlange, daß Belgien seine Truppen unter deutsches Kommando stellen und gemeinsam mit gegen Frankreich kämpfen solle —, und, namentlich für die Löwener Vorgänge, die falschen Nachrichten über deutsche Niederlagen und angebliche Siege der Verbündeten, die ganz in der Nähe seien, welche von allen geglaubt wurden. Das deutsche Ultimatum war dem Volke zuerst in einer ganz entstellten Form mitgeteilt worden, die es notwendig aufs äußerste reizte; die falschen Nachrichten über die Lage der

Deutschen und die der Verbündeten sollten und mußten in dem ohnehin schon so erregten Volke die Meinung erwecken, daß es nur einer höchsten Anspannung aller Kräfte bedürfe, um die vor der Tür gelaubte Gefahr für die Selbstständigkeit des nationalen Lebens im Reime zu ersticken.

Wohl sind Volkserhebungen von Dichtern oft besungen worden; aber „es hat noch keine Volkserhebung ohne schreckliche Grausamkeiten gegeben“, was ja auch der Grund ist, warum das geschriebene Völkerrecht die Kriegshandlungen nur auf uniformierte Soldaten beschränkt wissen will, welche die Gesetze der Kriegführung kennen und zu deren Befolgung im Rahmen der militärischen Organisation angehalten werden. Auch der belgische Volkskrieg bestätigte nur die alte Erfahrung, und die Veranstalter desselben haben vor dem Richterstuhl der ganzen gestifteten Welt eine große Verantwortung auf sich geladen. Im Jahre 1870 war ein deutscher Major der Schrecken der Franktireurs, weil er sie alle unbarmherzig an Bäumen aufknüpfen ließ, so daß eine Allee an jedem Baume einen hängen hatte und man diese Allee nach dem Major benannte. Dazu schreibt ein anderer Major mit Anwendung auf den Volkskrieg in Belgien: „Gerade, weil man ohne jede Not alle Grausamkeiten des Volkskrieges entfachte, würde ich noch viel strenger als einst jener deutsche Major handeln. In Frankreich kann nicht vergessen sein, wie es 1870 an der Loire war.“ Sollen Freischaren nützen, so sagt er, dann müssen sie organisiert sein. Militärisch organisierte Franktireurs, welche auch sonst die Gesetze des Krieges beobachteten, wurden auch 1870 von den Deutschen anstandslos als feindliche Truppen behandelt. Wir haben ja augenblicklich einen ähnlichen Fall in den polnischen Legionen, welche militärisch organisiert und dem Verbände der österreichisch-ungarischen Armee angegliedert sind.

Da das Volk in Belgien und Frankreich die Unzulässigkeit eines solchen Widerstandes gegen das mächtige deutsche Heer allmählich einsieht, so dürften die Franktireursgreuel in diesem Kriege wohl bald der Geschichte angehören, was nur allseits mit Freuden begrüßt werden kann.

### Ein Stück Heimat.

(Nach der Wirklichkeit erzählt.)

Wochenlang war der Hofier Hans, wie Tausende seiner Kameraden, in den nassen, kalten Schützengraben dort draußen irgendwo in Frankreich gelegen. Lange schon spürte er ein Gröckeln durch den Körper und nun haben sie ihn dazu noch mitten durch die Lunge geschossen. Seine Kameraden trugen ihn hinaus und zurück zum Verbandplatz bei kaltem Wetter und strömendem Regen. Das war zuviel. Von Fieber geschüttelt, totwund kam er in den schönen Noter-Kreuzzug in ein Bett — ah, wie wohl tat das. Und sie fuhren ihn weit, weit in deutsches Land zurück, aber nicht näher zur eigentlichen Heimat, sondern noch viel weiter weg als die Vogelen dapon entfernt waren, hinaus nach Norden, in eine altchrwürdige Stadt mit schön eingerichteten Lazarett. Ja, schön war's dort, hohe geräumige Zimmer, Licht und Luft und beste Kost, ein treffliches Lager und die beste Pflege von Ärzten und Barmherzigen Schwestern. Es fehlte nichts an dem, was man einem schwerkranken Menschen tun kann, und wenn der Hans noch zu heilen gewesen wäre, die hätten ihn sicher geheilt. Sie taten wahrscheinlich alles, was man einem kranken Kriegshelden an den Augen absieht, aber sie konnten Gottes unersichtlich Willen nicht aufhalten, der Hans war zum Sterben bestimmt, da half nichts mehr.

Und doch, sie haben ihm da droben im Norden, in der fremden Stadt mehr gegeben als Gesundheit und Leben: sie gaben ihm eine gute glückselige Sterbestunde.

Es war am zweiten Tag, da er im Lazarett lag, — den ersten hat er ganz in Schwäche und Fieber verträumt —, da trat ein alter, ehrwürdiger Priester an sein Krankenbett. Der Priester schaute ihm so freundlich in die Augen und nannte ihn beim Namen, den er ja aus den Militärpapieren der einquartierten Verwundeten schon erfahren: „Hans, wie geht dir's?“

Hans schaute ihn verwundert an. „Herr, ihr kennt mich?“

„Ja, ich kenne dich und deinen Vater und Großvater, ich kenne sie alle.“

„Was?“

„Bleib nur liegen, reg' dich nicht auf! Bist' dich bloß fragen, ob der alte Bettner, der Prachtmann, dein Großvater, noch lebt?“

Da konnte sich der Hans nicht mehr halten. Er faßte den Priester bei den Händen: „Herr, wer sind Sie? Sagen Sie's mir, wer sind Sie?“

„Siehst du, Hans, wie sich alles schickt. Es ist jetzt schon vierzig Jahre her, da sind viele Geistliche vom Rhein, ja von ganz Preußen zu euch nach Bayern hinabgekommen, warum, das will ich heut' nimmer aufwärmen, es war die Zeit des Kulturkampfes — und ich war auch dabei. Ich bin damals Kooperator in deinem Geburtsort geworden und es ist mein erster priesterlicher Dienstort gewesen, den ich nimmer vergessen habe. Viele Jahre, wie ich längst schon in meine Vaterlands-Diözese zurückgekehrt bin, habe ich noch den freundlichen Ort aufgesucht, wo man mich so gut und herzlich aufgenommen hatte, und ich kam hin bis mich die Alte beschwerden und Berufsjorgen nicht mehr dazu kommen ließen. Dich habe ich noch in den Armen getragen als kleinen Buben und an den Samstagen abends bin ich immer zu euch gekommen, deine Mutter hat es so sehen wollen; ich habe ihr den Volksboten, den ich für sie bestellt habe, immer auslegen muß'n. Habt ihr ihn noch?“

„Ja, der kommt noch jeden Samstag.“

„Was macht die Mutter?“

„O sie ist noch gut beisammen.“

Und nun begann ein Plaudern hin und her: von dem alten Schullehrer, vom oberen Wirt, von der Mairbauerns Nanni und von all' den Lieben und Bekannten in der Heimat.

Da glänzten immer heller die Augen des Kranken und eine ganze Welt stieg vor ihm auf, eine traute, glückselige, stille Welt, von der hier niemand wußte wie nur er und der brave Priester.

Und nun mußte der gute geistliche Herr alle Tage zu Hans kommen und ihm erzählen von Vater und Mutter, wie sie selbst noch Kinder waren vor vierzig Jahren und bei dem jungen Herrn Kooperator in die Schule gingen, und er erzählte ihm dann von Wald und Feld, von der Alm und von der Mairbauerns Nanni —'s war auch kein Unrecht dabei —, und öfter und öfter mußte der geistliche Herr kommen, und wenn Hans manchmal vor Fieber der Kopf glühete und in Atemnot sein Körper rang, dann machte ihm dieses nur eines leichter, wenn der Priester wieder an sein Bett trat.

Und dann kam die schwere Stunde, wo das junge Leben Abschied nehmen sollte von dieser Welt; und wieder saß der Priester neben ihm, da richtete sich Hans auf einmal im Bett auf und umklammerte den Hals des Priesters und sagte mit brechender Stimme:

„Bergelt's Gott tausendmal, daß ich doch in der Heimat sterben darf!“

So lag der verscheidende Mann an der Brust des Priesters wie das Kind am Herzen der Mutter, und ruhiger wurde sein Atem, immer stiller und stiller, und rubig sanft entschlief er, wie das Kind im Mutterarm einschlämmt, weit, weit entfernt vom Elternhaus und doch daheim.

Ja, es ist eine einfache Geschichte, die Angehörigen des Verstorbenen haben sie mir selbst erzählt und sie hat mich tief erschüttert. Die braven Leute können ihrem guten Hans nichts mehr senden und geben, aber sie geben alle Tage in die Kirche, wo jetzt viele, viele immer zusammenkommen, und beten dort für ihn und beten für den guten edlen Priester dort weit im Norden, der über den sterbenden Krieger die Arme ausgebreitet hat, um ihm damit in der Todesstunde ein Stück Heimat zu geben. Gott lohne es ihm die ganze Ewigkeit!

### Ehre dem Herrn der Herren!

Ein österreichisches Bild.

In dem silbernen Morgennebel, der sich in wirbelnden Knäuel über der Stadt Kratau erhebt,

erglängen auf dem längs der Festungswälle nach dem Blonia führenden Weg die dichten Reihen der Soldaten, die zu den täglichen Übungen ausziehen. An der Spitze einige Reiter, dahinter Offiziere und die schneidigen Kolonnen der in gleichmäßigem Schritt marschierenden, kriegsmäßig ausgerüsteten Soldaten. Jeden Augenblick ertönen die Kommandorufe, die von den unteren Chargen mit lauter Stimme weitergegeben werden.

Die Reihen nähern sich schon den Blonia. Plötzlich erklingt aus der Ferne der schwache Schall eines Glöckchens. Der an der Spitze reitende Hauptmann macht Halt, schwingt den blitzenden Säbel und kommandiert, das Pferd zügelnd, weithin über die Reihen vernehmbar: „Halt! Front nach links!“ Die erste Kolonne macht Halt, hinter ihr die folgenden. Gleich darauf ertönt das weitere Kommando: „In Reihen eingeschwenkt, marsch! Knie nieder!“ Im selben Augenblick, fast in einer Sekunde, löser sich die Kolonnen der Soldaten auf, die nun eine Doppelreihe bilden, mit dem Gesicht nach der Chaussee zu, gleich darauf aber auf die Knie fallen, das Gewehr auf die Erde stützend. — Mühe ab! Ein neues Kommando, und blitzschnell fliegen die Mägen herab. Die Köpfe neigen sich ehrerbietig. „Achtung!“

Unterdessen wird die Stimme des Glöckchens immer deutlicher vernehmbar. Ein Geistlicher eilt mit dem Santissimum zu einem kranken Soldaten, ihm voraus der Küster mit dem Glöckchen und einem Sanitätsgehilfen, den Wegweisend. Noch einmal ertönt das Kommando: „Achtung!“ Die Reihen knien wie in Stein gebauen. Der Hauptmann auf dem Pferde in ehrerbietiger Haltung, die Hand am Tschako, rührt sich nicht, unverwandt auf den heran-nahenden Geistlichen blickend. Grabesstille . . .

Man hört nur den schwachen Klang des Glöckchens und das dumpfe Schlagen der schweren Sanitätsuniform . . . Ein ergreifender Anblick!

Als der Geistliche sich der ersten Reihe der knienden Soldaten genähert hat, hält er an, und, mit beiden Händen das Allerheiligste ergreifend, hebt er es in die Höhe und macht mit ihm ein Kreuzzeichen, die demütig geweihten Häupter segnend: *Benedicite vos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti Amen!*

Wenige Augenblicke später betritt der Diener Gottes das Krankenhaus, um dem sterbenden Soldaten die Wegzeigung für die Reise in die Ewigkeit zu bringen. Die Kolonnen aber marschieren fürbass auf die Blonia zu. (Köln. Volksztg.)

### Heldin.

Die Tage kürzer, früh kommt die Nacht.  
Der Herbststurm hält die milde Jagd.  
Ein Hinterhaus. Vier Treppen. Ein Licht  
Ins Dunkel durch blaue Scheiben bricht.  
Ein sauberes Stübchen. „Bierler Stand“.  
In gleichem Takt tickt die Uhr von der Wand.  
Blumentapeten; ein Bild hier und da,  
Ueberm Tisch der Hehre von Golgatha . . .  
Eine Arbeiterfrau . . . die sitzt und müht  
Beim Näh'n sich ab, daß die Stirne glüht.  
Was soll's! Und brennen die Lider rot . . .  
Herr draußen steht einer in Sturm und Not  
Der nahm für die Kelle den Kolben zur Faust,  
Als der Kaiser rief, als der Sturm erbraust.  
Und drinnen hier in der Kammer . . . sechs Stück.  
Die schlafen in sorglosem Kinderglück.  
Wie haben sie fromm beim Abendgebet  
Für den treuen Vater im Kriege gefleht!  
Die Mutter näht in die Nacht hinein . . .  
Das zwölfte Hemd muß fertig sein!  
Das Dupend wird früh zum Kaufmann gesandt,  
Zwei Tage Geld für Brot und Brand.  
Eif schlägt die Uhr. . . Der letzte Stuch.  
Nun schlischen die müden Augen hin.  
Und leise: „Liebster, gute Nacht!  
Feldpost hat tröstliche Kunde gebracht.“  
Am Bette der Kinder ein kurzes Fleh'n,  
Nun kann die Mutter schlafen geh'n.

Acht Tage später. . . O schweres Weib!  
Da geht sie mit Flor und schwarzem Kleid.  
Das liebe Gesicht, so ernst und schmal,  
Das spricht von tiefer Herzensqual.  
Doch um die Lippen ein fester Zug,  
Der sagt, wie es den Schlag ertrug.  
Dies deutsche Weib voll Heldeninn:  
Für die Freiheit gab er sein Leben hin!  
Im Herrn gestorben für Reich und Thron,  
Gib Gott ihm reichen Himmelsohn  
Wie Du's gefügt, so ist es gut . . .  
Nun gilt's für die Kinder mit storkem Mut . . .  
Arbeiterfrau von der rechten Gatt!  
Lief im Gemüt und heldenhart.  
Wer glaubt, daß sie jammernd zusammenbricht —  
Nennt die Frau vom „vierten Stande“ nicht!

## Die heilige Familie,

Das Vorbild der heiligen Familie

### Die Frau und der Krieg.

Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des katholischen Frauenbundes zu Fulda am 8. November 1914 von Prof. Dr. Schreiber, Regens, Fulda.

Mobilmachung! noch immer klingt mir dieses furchtbare Wort in den Ohren wieder, wie damals am 1. August des Jahres. Es war gegen 6 Uhr abends. Ich saß im Garten des Priesterseminars hinter der Landesbibliothek in einer schattigen Laube und betete mein Brevier. Vom Westen her leuchtete die feurige Augustsonne goldne Strahlenbündel durch das Laubwerk der Bäume und Büsche herüber, zu Häupten wölbte sich ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, und hl. Stille lagerte über der sommerlichen Natur, die nur unterbrochen wurde durch das frohe Zwitschern und Singen der Vögel in Baum und Busch.

Da auf einmal dringt verworrener Lärm vom Donnyplatz zu mir herauf, ich höre ein Durcheinander von Stimmen, ohne freilich etwas Bestimmtes herauszuhören. Immer näher kommt der Lärm; ganz deutlich höre ich jetzt, wie einer aus der Gruppe vorausläuft nach meinem Standort zu, und wie beim Ausbruch einer Feuersbrunst, nach links und rechts in einem fort hinausfährt: Mobilmachung! Mobilmachung!

Ich lege mein Brevier auf den Steintisch der Laube nieder und horche noch einmal auf. Wirklich, da gellt es schrill zu mir über die Mauer herüber: Mobilmachung!

Und während ich über diese entsetzliche Kunde nachdenke, trägt der Telegraph, trägt das Telephon sie hinaus in alle deutschen Gauen, in die ganze Welt, und bringt der Bote im Auto oder auf dem Zweirad oder zu Fuß sie selbst in die entlegensten Dörfer und Weiler, auf die einsamsten Bergeshöhen und in die stillsten Täler.

Und am nächsten Tage, ein Sonntag wars, da fahren schon endlose Militärzüge, mit Mannschaften und Kanonen besetzt, am Fulda vorbei nach Frankreich und Belgien zu, in einem fort, Tag und Nacht: Es ist Mobilmachung der waffenfähigen deutschen Mannervelt.

Aber derselbe Sonntag sieht auch schon die Mobilmachung der deutschen Frauenwelt: am Bahnhof eilen sie auf und ab in der schmucken, schlichten Kleidung des roten Kreuzes, um den durchziehenden Truppen Erfrischungen aller Art zu reichen, und in den Häusern der Stadt regt es sich zu geschäftiger Liebeshätigkeit.

Ja, der Krieg hat auch die Frauen mobil gemacht und ihnen ähnliche schwere Aufgaben zugeteilt wie den Männern.

Lassen Sie mich Ihnen Kern und Stern dieser Aufgaben zeichnen und dann Ihnen schildern die glänzende Lösung dieser Aufgaben durch die deutsche Frauentwelt im gegenwärtigen Kriege.

I.

Welche Aufgaben hat der Krieg der deutschen Frau gestellt?

1. Das ist gewiß, daß die Aufgabe der Frau im Kriege nicht im Waffendienst bestehen kann, daß im Kriege das Frauengeschlecht vielmehr aus den Reihen der Kämpfenden auszuschließen ist. Der Beruf des Weibes liegt auf einem anderen Gebiete. Beispiele der Beteiligung von Frauen am blutigen Kriegshandwerk sind und müssen Ausnahmen bleiben.

Wenn von den Weibern der Hunnen in der Schlacht auf den katalanischen Feldern erzählt wird, daß sie ihren Männern die Waffen zutragen und den Bogen spannten und die Kämpfenden anfeuerien, und wenn die Indianerfrauen heute noch sich ebenso im Kampfe betätigen wie die Männer und ebenso waffenkundig und gut beritten sind wie diese, dann vergessen wir nicht, daß wir hier Vertreterinnen unultivierter Völker vor uns haben, deren Handlungsweise für die geistete deutsche Frau nicht maßgebend sein kann; und wenn Esther die Jungfrau von Orleans in seinem Drama verherrlicht, und wenn ihre Landsleute ihr Denkmäler setzen und sie als Nationalheldin verehren, und selbst die Kirche sie als Selige preist, und wenn die hl. Schrift uns Judith als Heldin nennt, die in glühender Vaterlandsliebe dem trunkenen Holofernes das Haupt abschlug, so erinnern wir uns, daß

Judith unter dem besonderen Einflusse Gottes stand, und daß auch die Jungfrau von Orleans ein von der göttlichen Vorsehung eigens erwähltes Werkzeug für die Befreiung ihres Volkes war, daß beide also außergewöhnliche Erscheinungen darstellen und somit weder nach den Gesetzen der Natur noch nach Gottes Willen als das allgemeine Ideal einer Frau zur Kriegszeit gelten sollen; und wenn die tiroler und deutschen Freiheitskriege vor hundert Jahren und der Balkankrieg an der Schwelle des 20. Jahrhunderts manches Mädchen, manche Frau gesehen haben, die, von patriotischem Eifer überschäumend und wohl auch auf Abenteuer bedacht, die Soldatenkleidung anzogen und eine Kriegerrolle ergriffen, so sind auch sie Einzelercheinungen und müssen Einzelercheinungen bleiben.

Nicht rauher Waffendienst ist die Aufgabe der geisteten Frau im Kriege, sondern Liebe und Opfer, Liebe, die sich im Opfer bewährt und verzehrt.

2. Oder entspricht dies nicht so der Frauenseele, ihren Anlagen und Trieben, ihren Fähigkeiten und Kräften? Welches ist im Wesen der Beruf des Weibes, wenn nicht der: Lebensspendlerin, Lebensernährerin, Lebenserhalterin zu sein? Das Leben zu schenken, das Leben zu nähren und zu erhalten, das Leben zur Entwicklung zu bringen, das ist das Ziel, welches die Natur dem Weibe gesteckt, welches der Schöpfer der Natur ihm vorgezeichnet hat. Für diesen Beruf wird das junge Mädchen in der Schule und im Elternhause erzogen, diesen Beruf ergreift die erwachsene Jungfrau, wenn Gott sie nicht aus höheren Rücksichten zum Ordensstand bestimmt, diesen Beruf übt die Gattin, die Mutter aus, und sie findet darin ihr Glück und ihre Freude, diesem Berufe widmet sich auch die nicht verheiratete Jungfrau, wenn sie im Haushalt tätig ist und an der Besorgung und Aufzucht von Kindern teilnimmt oder sich sonstwie in den Dienst der Ernährung und Erhaltung des Lebens anderer stellt.

Und nun frage ich Sie, sehr verehrte Damen und Herren: Wann treten diese Aufgaben mehr an das Weib heran als im Kriege? Ist doch der Krieg mit seinen tödlichen Geschossen, mit seinen tausendfachen Verwundungen, mit seinen Krankheiten und Seuchen der größte Feind des Lebens, den wir kennen. Mächtig muß sich darum im Kriege das Frauenherz in seinen innersten Tiefen regen und sich aufbäumen gegen diesen Wüterich am Leben. Da sieht das Frauenherz hungernde und dürstende Soldaten bei der Durchfahrt zum Kriegsschauplatz, und sein Trieb zur Ernährung und Kräftigung des Lebens erwacht — es spendet ihnen Speise und Trank. Da werden Verwundete aus der blutigen Wühlstatt weggetragen, und es regt sich der Trieb des Weibes zur Erhaltung des Lebens: es verbindet die Wunden und wacht an dem Bette des röchelnden Kranken. Da treten ihm des Gatten beraubte Frauen, des Vaters beraubte Kinder, des Ernährers beraubte Familien entgegen, und sein Trieb zur Sicherung des Lebens treibt es an, ihnen Brot zu geben, Arbeitsgelegenheit zu erwirken, den Doppelwitwen eine andere Mutter zu werden, den vor der Geburt stehenden Frauen armer Krieger eine sichere Zuflucht für ihre schwere Stunde zu verschaffen, um auf diese mannigfache Weise der Erhaltung und Sicherung des Lebens zu dienen. Da sieht es das Vaterland in Not, ringend um seine Lebens-Existenz, und opferfreudig gibt es selbst das Liebste hin, was es besitzt, den Gatten, den Sohn, den Bruder und den Bräutigam, weiß das Leben der Nation es so verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

### Sorge für die Dienstboten.

Meine vielseitige Beschäftigung, die neben meinen Berufsarbeiten darin besteht, daß ich meine Mitmenschen veranlasse, vernünftig zu leben, daß ich der allerjüngsten Jugend Spielsachen leime, Puppenköpfe heile, Pferdebeine einsehe, daß ich die elektrische Leitung wieder in Gang bringe, kurzum, daß ich der Helfer für alles bin, bringt mich ab und zu in Geleise, wohin sonst kein Freund des Hauses dringt.

Als neulich „die Elektrische“ absolut nicht wollte, mußte ich die Elemente untersuchen. Die standen im Schlafzimmer des Dienstmädchens. Ich unterließ es nicht, das zu rügen, denn der durch Zink, Kohle und Salzwasser hervorgerufene Prozeß soll sich nicht in einem Schlafzimmer abspielen. Der Raum selbst erhielt nur aus der Küche und dadurch Licht, daß

zwei der vier Wände nicht an die Decke reichten. Den muffigen Geruch schrieb ich anfangs dem Umstande zu, daß das Mädchen sich das Haar mit Wasser wusch und nicht für gehöriges Trocknen sorgte. Als ich aber die Küchensee draußhin fragte wurde meine Rutmakung mit Entrüstung abgewiesen. Der Fehler mußte anderswo stecken. Die Anna hielt sich blitzsauber und ihre Sachen, die da auf dem Stuhle usw. herumlagen, waren tadellos. Ich fragte also die Hausfrau, als sie mir ihren „besten“ Dank abstattete, wann sie zuletzt für gründliche Lüftung des Dienstbotengemaches gesorgt habe. „Das geht leider nicht,“ lautete die Antwort. „Das muß gehen,“ erwiderte ich, „denn das Mädchen wird Ihnen krank in der dumpfigen Luft. — Wann sind die Betten gesont worden?“ Nun erfolgte jene Art von Ermahnung, die an dem zu Ermahnenden beginnt und deren gute Folgen zum großen Teil dritten anheimfallen. Ich stellte nämlich der Hausfrau vor, daß ein Mädchen, das todmüde ist, zwar schläft in einer solchen Luft, aber nicht ordentlich gestärkt erwacht. Es ist den ganzen Tag „dösig“ und der Schaden für die Herrschaft liegt darin, daß daselbe die Arbeit nur halb tut. So erklärt sich die Schläfrigkeit und Bergelichtheit der „Anna“. — Noch mehr. In der gesundheitswidrigen Luft entwickeln sich Krankheitskeime, denen sie selbst bei ihrer robusten Gesundheit noch widersteht. Diese Keime trägt sie aber durch das ganze Haus und ihre Schlafstube ist der Seuchenherd, von dem aus Uebel der schlimmsten Art die ganze Familie, besonders die weniger widerstandsfähigen Kinder befallen. — Und die Schlussfolgerung? Will man im Dienstboten nicht die Gesundheit eines unserer Obhut anvertrauten Mitmenschen schützen, so schütze man in ihm das eigene Heim und Sorge für gesundheitsmäßige Schlafstätten. (Kneipp-Blätter.)

### Was schwache Kraft vermag.

(Ein österreichisches Bild.)

Die Chronik der Kriegsgeschichte zeigt nicht nur blutige Seiten, sondern auch Blätter, auf denen in Gold geschrieben steht: „Wunder der Caritas und des Gottvertrauens.“

Von einer Wiener Lehrerin will ich erzählen; denn ihr Beispiel sagt, was schwache Kraft vermag, wenn Opfermut sie befeuert. Es kamen die schlimmsten Tage, da die langen Verwundetenzüge in der Hauptstadt eintrafen. Unsere Lehrerin ersaßte die Not der Zeit; sie wollte helfen. Aber wie? In ihrer Nähe stehen drei leere, ebenerdige Häuser, die zum Abbruch bereit stehen. Es gelingt, diese Räumlichkeiten für ein Hilfsspital verwenden zu dürfen. Nun geht die Lehrerin mit noch zwei Schwestern und einem Bruder von Haus zu Haus, um Betten, Tische, Stühle, Wäsche, Geschirr, Bügel zu betteln. In drei Wochen ist das Hilfsspital für 56 Verwundete vollständig eingerichtet. Da kommt die Hofschafft für 100 soll Unterkunft geschaffen werden.

Im ersten Augenblick ist die Lehrerin starr vor Schrecken. Aber sie rafft sich auf, eilt nach Hause, holt alle erreichbaren Decken, Polster, Leintücher und bringt sie ins Hilfsspital. Rasch wird Stroh darüber gebreitet und für 100 Verwundete ist notdürftig gesorgt. Am 2 Uhr nachts kommen sie an. Aber in welchem Zustande! Verfaulte Wäsche, Fegen am Körper, 7 Wochen ungewaschen, die Haut schwarz wie Leder. Mit Hilfe zweier gesunder Soldaten geht die tapfere Lehrerin daran, die Armen mit frischer Wäsche zu versehen und heißen Tee zu bereiten. Am 8 Uhr morgens ist der letzte Verwundete in warme Decken gehüllt. Ein namenloses Glücksgefühl durchströmt das Herz der guten Lehrerin. Aber noch ist ihre Arbeit nicht getan. Es beginnt die ärztliche Untersuchung, das Schneiden und Brennen. 80 Verwundete hilft sie binden. Endlich ist sie fertig. Totmüde und doch überglücklich kommt sie heim.

Zwei lange Wochen widmet sich die Edle ganz der Verwundetenpflege. Dann begann die Schule. Da schickte der liebe Gott eine Schar aus Polen vertriebener Klosterfrauen, die recht arm und verhungert anlangten. Auch für diese ward gesorgt und sie übernahmen nun ihrerseits die Pflege der Verwundeten. Für die Lehrerin begann nun eine eigenartige Tagesordnung, die sie selbst also schildert: „Vom Spital in die Schule, von da ins Spital, Essen verteilen, Brot schneiden und helfen wo's fehlt.“

Wie wird der Himmel mit Wohlgefallen auf solche Opferliebe herabschauen! Eine schlichte, körperlich schwächliche Lehrerin übt solche Heldentaten! Was wollen wir tun? (Aus der „Jahne Mariens“.)